



CLAUDIUS CRÖNERT

Siegeszeichen

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



CLAUDIUS CRÖNERT
Siegeseichen

VATERLIEBE Nach tödlichen Schüssen auf einen durchgeknallten Jugendlichen quittiert Nathan Fleming, seelisch schwer getroffen, den Dienst bei der Bereitschaftspolizei. Zu Hause, im Alltag mit Frau und kranker Tochter, vermag er sich nicht zu erholen. Nach einem heftigen Familienstreit bricht er auf, um das nötige Geld für eine teure Auslandsbehandlung seiner Tochter zu verdienen.

Er heuert bei einem rechtspopulistischen Politiker an, den nach einem Anschlag, auch der Staatsschutz im Visier hat. Bald erkennt Nathan, wie skrupellos dieser Mann hinter seiner freundlich lächelnden Fassade in Wahrheit ist. Um seinem eigenen Ziel näherzukommen, trifft Nathan eine folgenschwere Entscheidung, die ihn in Lebensgefahr bringt. Bei einer Wahlfreize durch Mecklenburg-Vorpommern spitzt sich der Kampf zu.

Foto: © Martin Kunze



Claudius Crönert ist in Hamburg aufgewachsen und lebt seit vielen Jahren in Berlin, wo er Philosophie und Kunstgeschichte studiert hat. Von Anfang an arbeitet er doppelgleisig, als Autor und Journalist. Er ist politischer Korrespondent; daneben schreibt er Rundfunk-Reportagen, Zeitschriften-Artikel und Film-Beiträge. Als Autor schreibt er Drehbücher, Historische Romane und Krimis.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

Freyas Land (2015)

Rachemelodie (2014)

Das Kreuz der Hugenotten (2011)

CLAUDIUS CRÖNERT
Siegeseichen

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2015 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2015

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © shorty25 – Fotolia.com
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-4801-0

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

PROLOG

Dunkel erinnerte sich Nathan an eine Menge Zustimmung und Aufmunterung. Wo er hinkam, traf er auf warme Worte, sah erhobene Daumen, musste sich auf die Schulter klopfen lassen. Die Kollegen, nicht nur in der Kaserne, sondern auch bei der Mordkommission, lächelten ihm zu, nickten merklich, und er hörte immer wieder diese beiden Worte: Gut gemacht.

Gut gemacht? Soweit er überhaupt einen Gedanken fassen konnte, sprach er diesen Männern das Urteilsvermögen ab. Im Einsatz hatten sie den Schlagstock geschwungen, manchmal Tränengas versprüht, aber die Pistole kannten sie bestenfalls aus dem Übungsraum. Keiner von denen hatte jemals einen Menschen erschossen, allein deshalb konnten sie sich nicht vorstellen, wie es in Nathan aussah, schwarz nämlich. Böse Träume, das Gefühl totaler Sinnlosigkeit.

Es war Nacht in ihm. Er hatte es nicht gut gemacht, ganz und gar nicht.

Auf der anderen Seite, den freundlichen Kollegen gegenüber, stand eine lange Riege von Schlaubern, all die Kommentatoren und Talkshowquatscher und sonstigen selbsternannten Experten. Auch wenn er kaum die Glotze anschaltete und Zeitungen mied, blieben ihm ihre Vorwürfe nicht verborgen. Man hätte Verstärkung anfordern können. Den Bewaffneten unschädlich machen müssen, anstatt nach Wildwestmanier sofort zu schießen. Vor allem hätte man sehen müssen, dass der Angreifer ein Junge war, erst 15,

der sich mit dem Kajalstift der Mutter Bartstoppeln aufgemalt hatte. Ein Kind.

Wahrscheinlich hätte man das sehen müssen. An jenem Abend hatte Nathan eine 14-Stunden-Schicht hinter sich, Wecken um vier, schnelles Frühstück in der Kaserne, dann in den Bus, um sechs waren sie vor Ort, für den Fall, dass es Frühaufsteher unter den Demonstranten gab, die sich Pflastersteine an der Strecke deponierten. Aber da war niemand, deshalb hieß es, zu warten. Um diese Zeit kam die Sonne hervor, es wurde schwül. Die Kollegen dösten, manche quatschten, man hörte leises Gelächter. Andere hatten ihre Stöpsel in den Ohren und das Smartphone in der Hand.

Als es am Vormittag endlich losging, mussten sie auf 100 Neonazis achten, auf Lederjackentypen mit geschorenen Haaren und Reichsfahnen, die gekommen waren, um ein englisches Bombardement im Zweiten Weltkrieg anzuprangern. Die Gegendemonstranten waren zehn Mal so viele, nicht nur ältere Herrschaften mit Kerzen in der Hand und Protestliedern, sondern auch der Schwarze Block. Eine Großlage; und Nathans Hundertschaft hatte die Aufgabe, beide Parteien auseinanderzuhalten.

Die Pöbeleien von beiden Seiten hörte man unter dem Helm nicht mehr, auch die Pfeifkonzerte nicht, aber das Gedränge wurde immer stärker. Beide Lager wollten Action. Es wurde anstrengend für die Bereitschaftspolizei, sie auseinanderzuhalten. Er sah, wie seine Männer unter ihren Kampfanzügen ins Schwitzen kamen, wie sie die Visiere aufklappten, um frische Luft zu bekommen. Seine Aufgabe war es, sie bei der Stange zu halten. Lücken im Zug zu stopfen, übertriebene Gewalt zu verhindern.

Verschärft wurde ihre Situation dadurch, dass es keinen Nachschub gab, warum auch immer, kein Mittagessen, und

die Schokolade, die sie für Notfälle immer bei sich hatten, war geschmolzen. Irgendwann ging sogar das Wasser aus. Die Sonne brannte.

Am Ende, als ein paar Schaufenster zerbarsten, bekamen sie die Anweisung, die Demonstration aufzulösen. Gingen mit Schlagstöcken gegen die Randalierer vor. Schützten sich mit Schilden gegen fliegende Steine.

Bis alle Protestierer verschwunden waren und sie endlich abziehen konnten, war es Abend. Die Kollegen warfen ihre Jacken in den Bus. Die T-Shirts hatten Salzflecke, Staub klebte einem in Augenwinkeln und Haaren, der Mund war knochentrocken. Auch im Bus gab es kein Wasser, das war der Grund, warum sich der Fahrer überreden ließ, am Einkaufszentrum zu halten, anstatt wie üblich in die Kaserne zurückzufahren. Die meisten Kollegen stiegen aus; ein, zwei kalte Bier, um runterzukommen, dazu ein paar Pommes anstelle des verpassten Mittagessens.

Es war Feierabendzeit. Die Passanten hatten pralle Tüten in der einen und Eis in der anderen Hand und drehten sich durch die Türen. Max und er waren den anderen gefolgt, hatten sich aber bald verdrückt, zwischen ihnen herrschte Einigkeit darüber, dass sie nach einem solchen Einsatz keine Heldengeschichten hören wollten, überhaupt keine Unterhaltung brauchten, nur ihre Ruhe und ein kühles Bier.

Wie zwei alte Männer schlurften sie durch die Gänge, in denen die Luft abgestanden und stickig war. Aus den Geschäften drang leise Musik. Alte Leute saßen auf Bänken und warteten, dass die Zeit verging. Max hob beim Gehen kaum seine Füße und hielt den Kopf gesenkt, Nathan machte es nicht viel anders. Der Durst war übel. Sie waren erschöpft.

Und dann sprang ein Junge aus einer dunklen Ecke, als hätte er auf sie gewartet. In der Hand eine Pistole, die er auf

Max richtete, direkt auf den Kopf: »Wenn du dich rührst, puste ich dich um.«

Amerikanische Sätze, aus irgendeinem Film geklaut. Die Amerikaner hatten auch einen Begriff für das, was der Junge gewollt und am Ende auch bekommen hatte: *Suicide by Cop*. Das hieß: Der Bulle drückt ab, wenn du zu feige dafür bist. Musst ihn nur dazu bringen.

Was danach geschah, war nur eine verschwommene Erinnerung, Bilder, die in dichtem Nebel lagen, und Nathan fragte sich später Hunderte Male, ob er es wirklich erlebt hatte. Der Junge, der wie ein siegreicher Sportler die Arme in die Höhe warf, während er in sich zusammensackte. Seine Augen waren aufgerissen, er hatte ein verrücktes Grinsen auf dem Mund. Die Spucke färbte sich hellrot. Im nächsten Moment kam eine Frau angestürzt, ließ ihre Einkaufstüte fallen, sodass Obst herauskullerte, warf sich auf ihn und schrie, während sie ihn schüttelte: »Nein! Uwe, komm, wach auf! Uweeee!«

Die Mutter. Die den Leichnam aufhob und umklammerte, um ihn nie wieder herzugeben, während sie Nathan ansah, als wäre er Satan persönlich. Oder als wollte sie Rache nehmen.

Wie lange hatte Nathan mit der Pistole in der Hand bei ihnen gestanden? Und Max? Hatte der sich wirklich hingesetzt, die Schultern an eine Wand gelehnt und die Hände vors Gesicht geschlagen?

Nathans Erinnerungen waren flüchtig wie ein Traum, und wenn er sie greifen und festhalten wollte, verzogen sie sich. Er hatte ein vages Bild von mehreren Streifenbeamten, die ihm die Pistole abnahmen, auf ihn einredeten, ihn unterhakten und wegführten, während andere Kollegen versuchten, die Mutter von dem toten Jungen wegzu-

ziehen. Nathan wurde in einen Bus gesetzt und durch die abendliche Stadt zur Wache gefahren, wo er seine Aussage machen sollte. Aber es hatte ihm die Sprache verschlagen. Er war nicht anwesend.

Kam dann wirklich ein Arzt, der ihm eine Spritze setzte? Wo hatte er geschlafen? In einer Zelle? Möglich. Vielleicht auch nicht.

Tage später hatte er im Bericht der Mordkommission gelesen, dass in der Leiche drei Kugeln gefunden worden waren, eine im Unterleib, zwei in Brusthöhe. Hatte er also dreimal geschossen? Er hätte schwören können, dass es nur ein einziger Schuss war, den er abgegeben hatte. Wo kamen die anderen beiden her? Warum fehlten in seiner Waffe drei Patronen?

Die nachfolgenden Ermittlungen dauerten eine Ewigkeit, in der er sein Zimmer in der Kaserne selten verließ. Selbst mit Andrea telefonierte er kaum, und als sie zu ihm wollte, wimmelte er sie ab. Auch an diese Zeit hatte er nur verschwommene Erinnerungen. Die Mordkommission befragte Zeugen und wertete Kameraaufzeichnungen aus, der Staatsanwalt sichtete die Ergebnisse und musste über eine Anklage entscheiden, kam aber wegen einer Krankheit und wegen anderer Fälle nicht dazu. Am Ende wurde keine Anklage erhoben. Er habe in Notwehr gehandelt, bescheinigten sie Nathan.

Er hörte es, aber es interessierte ihn kaum noch. Während er die vielen Aufmunterungen von den Kollegen bekam und gleichzeitig vom Dienst mit der Waffe suspendiert war, wuchs in ihm die Gewissheit: Seine Zeit bei der Bereitschaftspolizei war abgelaufen. Er nahm seinen Abschied.

EINS

In langen Wochen tropfte das Fass voll, jeden Tag ein bisschen, sodass es am Ende nur einer Kleinigkeit, einer umgestoßenen Bierflasche bedurfte, um es zum Überlaufen zu bringen. Nathan hob sie schnell wieder auf und besah sich den Schaden. Er war alles andere als groß, zwei Taschentücher reichten ihm, um die Pfütze aufzuwischen. Doch für Andrea war diese Lache auf ihrem Fußboden zuviel. In Windeseile legte sich eine glühende Röte auf ihre schmalen Wangen. Im Gegenlicht wurden ihre Konturen scharf. Ihre Stimme zitterte und war voller Bitterkeit, als sie ihre Vorwürfe herausbrachte, nicht laut, sondern mit unterdrückter Wut.

»Du tust nichts, und ich, ich ertrage dich nicht länger. Dein Geschlurfe nicht und deine stinkende Trainingshose nicht.«

Angeekelt drehte sie sich weg, schnappte nach Luft, dann ging es weiter: »Da – das ist ein Urinfleck.«

Sie fuhr den Arm so schnell aus, als wollte sie ihn schlagen, und zeigte mit dem Zeigefinger auf einen Punkt im Schritt. »Seit Tagen schon. Du hast eingepinkelt, Nathan Fleming, eingepinkelt wie ein kleiner Junge. Scheint dich nicht zu stören. Mich aber. Mich stört er gewaltig. Ich find's ekelhaft.«

Ihre Sätze ließen Nathan an Gewehrsalven denken, an Schüsse aus einem Sturmgewehr. Er machte keine Anstalten, sich zu wehren, erst recht wollte er nichts zurückgeben, was das Feuer nur weiter anheizen würde. In vielen Dienst-

jahren darauf trainiert, seine Gefühle zu beherrschen, ließ er den Ausbruch über sich ergehen, als wäre Andrea eine Vorgesetzte, nicht seine Frau.

»Deine einzige Sorge ist,«, rief sie und kniff die Augen zu schmalen Schlitzern zusammen, »ob wir genug Bier im Kühlschrank haben. Wenn das nicht der Fall ist, dann gehst du raus. Aber auch nur dann. Schleppest dich zum Supermarkt. Fünf Minuten Fußweg. Große Leistung, Mann. Du kommst nicht mal auf die Idee, zu fragen, ob du etwas mitbringen sollst für den Haushalt.«

Draußen ging ein sanfter Regen nieder. Es war warm, die Terrassentür stand offen, und über ihren kleinen Garten legte sich die Dämmerung, ein Zwielicht, in dem sich Katis Spielgeräte, die Schaukel und der Roller, langsam verloren. Nathan überlegte, die Tür zu schließen, aber schon die Vorstellung, aus seinem Sessel aufzustehen, erschien ihm mühsam. Und ob die Nachbarn sie hörten – was sie denken würden –, war ihm völlig egal.

Sie hatte keine Ahnung, wie es wirklich in ihm aussah. Ihre Fragen waren ihm oberflächlich vorgekommen, deshalb hatte er genauso geantwortet. Auch ihr Vorwurf stimmte nur zum Teil. Er brauchte das Bier keineswegs, zumindest nicht jeden Tag, sondern nur dann, wenn die Dämonen kamen. Dann gab es kein Mittel, das ihn in gleicher Weise entspannte. Für diesen Notfall Bier im Kühlschrank zu wissen, beruhigte ihn ungemein.

Er machte weiterhin keine Anstalten, sich zu verteidigen. »Andrea, bitte«, brachte er nur hervor. Seine Stimme klang schwach.

Sie nahm keine Rücksicht und schien ganz und gar nicht zum Einlenken bereit. Mit dem ausgestreckten Arm winkte sie ab, eine reichlich dramatische Geste. »Hör bloß auf! Sieh

in den Spiegel, dann weißt du, was ich meine. Du rasierst dich nicht und wäschst dich nicht. Deine Haare sind fettig, und schneiden lässt du sie auch nicht mehr. Seit du zurück bist, hast du bestimmt fünf Kilo zugenommen. Eine richtige Wampe hast du dir angefressen.«

Er faltete die Hände über seinem Bauch, als müsse er ihn schützen. Ihr Vorwurf stimmte. Na und? Auch sie war dicker geworden, in den letzten Jahren schon, seit Kati auf der Welt war. Nur tat er einen Teufel, ihr den Vorwurf zurückzugeben, er wusste doch, sie war bis an die Grenze belastet, nicht durch die Arbeit mit ihrer kranken Tochter – Kati –, sondern vor allem wegen der steten Sorge um sie. Wer konnte da ans Abnehmen denken?

»Ich ...«, begann er, ohne zu wissen, wie er seinen Satz weiterführen sollte. Ein jämmerlicher Versuch.

Auf dem Boden, neben seinem Ledersessel, stand sein Bier. Er tastete unauffällig danach. Andrea hatte sich ihm gegenüber aufgebaut, die Fäuste in die Hüften gestemmt.

Unauffällig? Natürlich sah sie, was seine Hände machten.

Er ließ die Flasche an ihrem Platz und schluckte.

»Ich funktioniere im Moment einfach nicht wie früher. Das habe ich bereits versucht, dir zu erklären. Schon mehrfach. Ich habe etwas Furchtbares erlebt. Und getan. Furchtbarer, als viele sich das vorstellen können.«

»Falls du mich damit meinst – ja okay, ich habe noch nie jemanden erschossen. Ich bin kein Polizist. Na und? Das heißt nicht, dass ich nicht zu kämpfen hätte. Mein Tag ...«

»... ja, ich weiß ...«

»... ist voll, von morgens bis abends. Ich bringe Kati in die Schule, gehe arbeiten, dabei immer ein Auge aufs Handy, falls irgendetwas ist. Dann hole ich sie ab, muss einkaufen, den Haushalt machen und unsere Tochter pflegen.«